



SIMON  
BRETT

Der  
Tote  
im  
Hotel

Weltbild

MiMe books

Schön, reich und trotzdem tot

Im Hopwicke Country Hotel feiert ein exklusiver Männerclub der britischen Oberschicht ein rauschendes Fest. Am Morgen danach wird der junge Anwalt Nigel Ackford erhängt in seinem Hotelzimmer aufgefunden. Die Polizei geht von Selbstmord aus. Doch die Besitzerin des Hotels ist misstrauisch und fürchtet um ihr Geschäft. Sie bittet die exzentrischen Hobbydetektivinnen Jude und Carole, Nachforschungen anzustellen. Aber die Hotelgäste tischen den beiden immer neue Lügengeschichten auf ...

Simon Brett

# Der Tote im Hotel

Kriminalroman

**Weltbild**

## **Der Autor**

Simon Brett, geboren 1945, ist einer der erfolgreichsten Schriftsteller Großbritanniens. Bevor er sich der Schriftstellerei zuwandte, war er Radio- und Fernsehproduzent. Mit seiner Familie lebt er in einem Cottage in den South Downs, das aussieht, als wäre es einem Roman von Agatha Christie entsprungen.

Die englische Originalausgabe von Der Tote im Hotel erschien 2004 unter dem Titel The Hanging in the Hotel bei Macmillan, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2004 by Simon Brett

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2007 by Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Renate Weitbrecht, Friedrich Pflüger

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: [istockphoto.de](http://istockphoto.de)

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-449-3

Für Sophie und Jeremy  
mit viel Liebe

Das Taxi fuhr durch das hohe schmiedeeiserne Tor, und das Landhotel Hopwicke rückte in Judes Blickfeld. Dieses Denkmal des kultivierten Luxus vergangener Zeiten war im frühen achtzehnten Jahrhundert von einem jungen Baronet namens George Hopwicke erbaut worden, der ein beträchtliches Erbe durch »die Erträge seiner Plantagen in Westindien« – oder, mit anderen Worten, durch seine Gewinne aus dem Sklavenhandel – noch vergrößert hatte. Das Hauptgebäude war ein exakter Würfel – ein architektonisches Ideal, dem viele »exklusive georgianische Reihenhäuser« aus dem späten zwanzigsten Jahrhundert nachempfunden sind. Von der Front des dreistöckigen Herrenhauses aus gewährten die eleganten hohen Fenster einen herrlichen Panoramablick von den Ausläufern der South Downs über die mit Bungalows und Gewächshäusern übersäte Ebene um Worthing bis zum metallisch glänzenden Ärmelkanal.

Die Ställe und Nutzgebäude waren hinter dem Hotel durch hohe Hecken hübsch abgeschirmt. Die vielen Hundert Hektar Land, auf denen George Hopwicke einst dieses Zeugnis seines Geschmacks und Reichtums errichtet hatte, waren im Laufe der Jahrhunderte Stück für Stück verkauft und erschlossen worden. Anfang des einundzwanzigsten Jahrhunderts schützte nur noch eine Pufferzone von zwei Hektar das herrschaftliche Anwesen vor den Übergriffen des aufstrebenden Mittelstandes und vor den unerwünschten Einflüssen der Gegenwart. Selbst im Werbeprospekt hieß es: »Lassen Sie das einundzwanzigste Jahrhundert hinter sich, wenn Sie durch unsere eleganten Tore schreiten.«

Es ist schon bemerkenswert, wie groß in England die Sehnsucht nach einem Zustand ist, den es nie gab, dachte Jude, während das Taxi den Kiesweg zum Hotel hinauffuhr. Wenn Engländer die Gegenwart vergessen wollen, flüchten sie sich am liebsten in eine idealisierte Vergangenheit. Leute aus anderen Ländern – oder andere Länder, deren Bürger sich den Luxus der Selbstbetrachtung leisten können – halten ihr kulturelles Erbe zwar auch in Ehren, aber nicht auf diese Weise. Jude war davon überzeugt, dass nur Briten die Vergangenheit durch die Brille des gesellschaftlichen Standes sahen.

Das Taxi hielt vor dem Hotel. Dort machte der Kiesweg einen Bogen und führte schließlich durch ein zweites Eisentor zur Straße zurück. Auf der halbkreisförmigen Grünfläche, um die der Kiesweg herumlief, war ein Krocketrasen angelegt.

Jude bezahlte den Taxifahrer, ohne sich auszurechnen, wie viel von ihrem abendlichen Verdienst die Fahrtkosten verschlangen, und eilte durch den klassizistischen Säulengang ins Hotel.

Altmodische Gepäckstücke, die scheinbar zufällig in der Eingangshalle herumstanden, sollten die Aufmerksamkeit neuer Gäste erregen, aber Jude blieb nicht stehen, um sie zu betrachten. Sie hatte das alles schon gesehen: die sargähnliche Krocketkiste, aus der Schläger herausragten, die lässig an die Wand gelehnten Angelruten, die mit braunen Darmsaiten bespannten Tennisschläger in hölzernen Spannern, die rissigen Kricketschläger und die zerknautschten Lederreitstiefel, ebenso wie den Wandschmuck aus Jagdstichen, Geweihen, einer ausgestopften Forelle und alten Fotos von Männern in Tweed, die beim Betrachten der aufgereihten toten Vögel tödlich gelangweilt wirkten.

Die ganze Innenausstattung des Landhotels Hopwicke, von der Jude kaum Notiz nahm, untermauerte ihre Theorie über die englische Nostalgie. Sie sollte die Gäste in eine Zeit zwischen dem späten neunzehnten und dem frühen zwanzigsten Jahrhundert und in eine schöne Welt des gepflegten Müßiggangs zurückversetzen. Es war eine Welt, in der man jagen und angeln ging, Tennis spielte, auf gepflegtem Rasen Tee nippte und vor mehrgängigen Dinners Brandys mit Soda aus großen Gläsern trank. Es war eine Welt, in der es als unfein galt, an Geld zu denken, und in der alle lästigen Dinge von unsichtbaren Dienstboten erledigt wurden. Es war eine Welt, die nie existiert hatte.

Wahrscheinlich wussten das die Gäste des Landhotels Hopwicke im Grunde auch, aber sie ignorierten es geflissentlich, so wie Kinder zu ihrem eigenen Vorteil so tun, als würden sie an den Nikolaus glauben. Außerdem konnte die Klientel des Hotels ohnehin nicht beurteilen, ob dieses Ambiente stilecht war. Angehörige des alten Adels, die vielleicht gewisse Elemente des Lebensstils, den das Hopwicke zu kultivieren suchte, aus ihrem Elternhaus kannten, hätten nicht im Traum daran gedacht, in so einem Hotel abzusteigen. Die amerikanischen Touristen, die ihre Vorstellungen von England hauptsächlich aus Kriminalromanen von Agatha Christie oder Dorothy L. Sayers gewonnen hatten, fanden alles in dem Hotel stimmig. Die übrigen Gäste waren reiche Yuppies und junge Paare, die von Treuhandvermögen lebten. Sie wagten zwar gelegentlich, den Wein zurückgehen zu lassen, doch gesellschaftlich waren sie viel zu unsicher, um die Echtheit der Erfahrung, für die sie unverschämte Preise bezahlten, zu bezweifeln. Vor der Abreise beglichen sie die Hotelrechnung mit einer Edelmetall-Kreditkarte, ohne zu erbleichen. In dieser Hinsicht blieb der schöne Schein gewahrt. Niemand wollte den Eindruck erwecken, dass er an Geld dachte.

Schwerer fiel es der Hoteldirektion, den Gästen den Eindruck zu vermitteln, dass alle lästigen Dinge von unsichtbaren Domestiken erledigt wurden. Es standen schlicht nicht die Heerscharen von Bediensteten zur Verfügung, die nötig gewesen wären, damit auf einem edwardianischen Landsitz alles wie am Schnürchen lief. Aus ökonomischen Gründen war eigentlich nie genug Personal da, um alle Aufgaben zu erledigen, so dass die Besitzerin des Hotels viele niedrige Arbeiten selbst verrichten musste. Wenn eine Arbeitskraft ausfiel, drohte sogar das Chaos.

Deshalb folgte Jude an jenem Aprilmachmittag einem telefonischen Hilferuf der Hotelchefin Suzy Longthorne. Sie lief an der antiken Rezeption vorbei, die verwaist war. Nur die kleine Messingglocke gab die Möglichkeit, nach Personal zu läuten. Jude steuerte jedoch auf die Küche am Ende der Eingangshalle zu. Als sie aber bemerkte, dass gegenüber der Bar eine Tür offen stand, folgte sie dem Lichtschein.

Eine steile Treppe führte in den Keller des Hotels hinunter. Jude spähte hinab und blickte in ein vertrautes Gesicht.

»Gott sei Dank, dass du gekommen bist!«

»Wo klemmt es diesmal?«

»Diese verdammten Kellnerinnen! Stella sagte kurzfristig ab, weil sie mit einem neuen Mann ausgeht. Sie versprach mir, dass ihre Tochter einspringen würde, aber die blöde Göre rief um Viertel vor vier an, um mir mitzuteilen, dass sie nicht kommen kann.«

»Warum?«

»Sie gab keinen Grund an. Sie sagte mir nur ab und legte auf.«

»Ich schätze, du kannst froh sein, dass sie überhaupt angerufen hat.«

»Also hör mal! Stella bekommt was zu hören, wenn sie das nächste Mal zur Arbeit erscheint!«

»Wirf sie bloß nicht raus. Du kannst es dir nicht leisten, noch mehr Personal zu verlieren«, ermahnte Jude die Hotelchefin.

»Nein«, seufzte Suzy Longthorne und streckte Jude zwei Flaschen Portwein entgegen.

»Kannst du die nehmen?« Sie holte noch zwei Flaschen, schaltete das Kellerlicht aus, stieg die Treppe hinauf und schloss die Tür hinter sich. »Wir werden heute Abend viel Portwein brauchen«, sagte sie und führte Jude in die Küche. Dort stellte sie die Flaschen auf den Tisch und ließ ihren langen Körper müde auf einen Stuhl sinken.

Obwohl Suzy Longthorne um den Hals herum dicker geworden war, blieb sie eine schöne Frau. Es war immer noch leicht zu erkennen, warum sie ein berühmtes Topmodel gewesen war, das viele Titelblätter geziert hatte und mit dem sich viele Popstars geschmückt hatten. Unzählige Männer hatten sie umworben, und viele mit Erfolg. Ihr volles Haar, das fast vier Jahrzehnte lang jede neue Mode mitgemacht hatte, brauchte inzwischen wahrscheinlich Hilfe, um seine kastanienbraune Farbe zu bewahren, sah aber immer noch gut aus. Ihre haselnussbraunen Augen waren von feinen Fältchen umgeben, hatten aber nichts von ihrer Strahlkraft verloren. Ihr geschmeidiger, vollbusiger Körper zeigte keine Zugeständnisse an die Zeit, auch wenn ihn nun eher die harte Arbeit im Hotel in Form hielt als ein Fitnessstraining.

Suzy konnte sich gar nicht schlecht kleiden. Andere Frauen hätten in dem hellgrauen T-Shirt, den Jeans und den braunen Lederslippern unscheinbar oder stillos gewirkt. Doch Suzy Longthorne hätte in diesem Aufzug ohne weiteres über den Laufsteg schreiten können. Selbst die blauweiß gestreifte Metzgerschürze sah an ihr aus wie ein modisches Accessoire.

Tatsächlich hätte man in diesem Augenblick perfekte Fotos von der Hausherrin des Hopwicke in ihrer Küche schießen können. Teure Architekten hatten das ganze Hotel restauriert. Die geräumige Küche war mit der neuesten Technik ausgestattet worden, aber die große Feuerstelle aus dem achtzehnten Jahrhundert und der Grundriss des Raumes blieben erhalten. Indirektes Licht spiegelte sich auf Oberflächen aus Edelstahl und den Kupferböden des Küchengeschirrs, das in dichten Reihen an der Wand hing. Die zwei Frauen kannten sich seit dem Ende ihrer Teenagerzeit, als beide zu »Gesichtern der sechziger Jahre« gekürt worden waren. Judes Karriere als Fotomodell war jedoch schnell zu Ende. Sie erhielt zwar viele Jobangebote (seriöse und unseriöse), aber einige lange Fotoshootings und eine Modenschau machten ihr klar, wie unglaublich langweilig dieser Beruf war. Deshalb verlegte sie sich auf die Schauspielerei und wechselte in die interessantere Welt des avantgardistischen Theaters und des Fernsehens.

Aber Jude und Suzy blieben befreundet, obwohl sie sich nicht regelmäßig sahen und oft jahrelang keinen Kontakt hatten. Gewöhnlich war es Suzy, die sich nach dem Ende einer weiteren prestigeträchtigen Beziehung bei Jude meldete. Dann weinte sie sich an Judes immer breiter werdender Schulter aus, prangerte all die Gemeinheiten an, zu denen Männer fähig waren, und entwarf ebenso kühne wie unrealistische Pläne für ein Leben

ohne Affären.

Im Gegensatz zu anderen Bekannten Judes merkte Suzy nie, dass eigentlich immer nur sie ihr Herz ausschüttete, während Jude zuhörte, ohne viel von sich zu erzählen. Obwohl Judes Liebesleben mindestens so bewegt gewesen war wie das von Suzy, blieb es stets ihre Privatsache. Selbst ihre Bekannten erfuhren keine Einzelheiten. Es gab zwar ein paar Freundinnen, denen Jude sich in Zeiten der Verzweiflung anvertraute, aber Suzy Longthorne gehörte nicht zu ihnen.

Dennoch war die Beziehung nicht einseitig. Jude mochte Suzy. Sie schätzte ihren ehrlichen Kern und ihre hohe Arbeitsmoral. Außerdem staunte sie immer wieder, welche Probleme das Glück mit sich brachte, von dem viele Frauen träumen – das Glück, als eine außergewöhnliche Schönheit zur Welt gekommen zu sein.

Suzy Longthorne hatte das Hotel von dem Geld gekauft, das ihr nach dem Scheitern ihrer längsten Ehe zugesprochen worden war. Dreizehn Jahre lang war sie mit Rick Hendry verheiratet gewesen. Am Ende hatte er sich von einem alternden Rockstar in einen Musik- und Fernsehproduzenten verwandelt und die pubertären Reize von jungen Mochtégern-Popstars der reifen Schönheit seiner Frau vorgezogen. Rick war in den späten siebziger Jahren mit einer Band namens Zedrach-Kona bekannt geworden, die angeblich tiefsinnige, futuristische Konzeptalben produziert hatte. Der Erfolg dieser Alben, von denen sich The Columns of Korfilia besonders gut verkaufte, machte ihn reich und für ein oder zwei Jahre berühmt, schließlich wurde er vergessen. In seinen Fünfzigern machte er sich jedoch erneut einen Namen, diesmal als bissiger Musikkritiker in der Fernsehsendung Pop Crop, einem Talentwettbewerb, bei dem eigens zusammengestellte Girl- und Boygroups gegeneinander antraten. Da er diese Talentshow selbst produzierte, verdiente er wieder viel Geld.

Nun stand er wieder im Rampenlicht, und sein Ego brauchte keine eheliche Unterstützung mehr. Suzy erhielt eine stattliche Scheidungsabfindung und investierte die ganze Summe in das Hopwicke-Anwesen.

Das Projekt lief gut an. Der Landsitz wurde mit viel Geld und Sachverstand in ein Hotel umgewandelt, und die glamouröse Vergangenheit seiner Besitzerin verlieh ihm ein mondänes Flair. Gut betuchte Bekannte von früher quartierten sich ein. Journalisten, denen Suzy Longthorne bereits Interviews gewährt hatte, als sie noch unerfahrene junge Reporter gewesen waren, und die es inzwischen zu Chefredakteuren von größeren Zeitungen oder Magazinen gebracht hatten, schickten Reporter vorbei, die ausführlich über das Hopwicke berichteten. Für ein Hotel, das als ein diskretes und ruhiges Refugium auf dem Land vermarktet wurde, erschien es sehr oft in den Medien.

Suzy war nicht nur die Werbeikone des Hotels, sondern auch eine sehr tatkräftige Managerin. Ihr ganzes Geld steckte in diesem Projekt, und sie hatte immer ein Auge darauf gehabt, was mit ihrem Geld geschah. Sie legte großen Wert auf gutes Personal, vor allem auf hervorragende Küchenchefs. Die Medien hatten den Ball ins Rollen gebracht, aber die Mund-zu-Mund-Propaganda hielt ihn am Laufen.

Das Renommee des Landhotels Hopwicke wuchs. Immer öfter erschien es in Prospekten, deren Zielgruppe die Superreichen der Welt waren – vor allem Amerikaner. Bald hörte man Gäste an den Frühstückstischen im Wintergarten mit kalifornischem oder

texanischem Akzent fragen, was ein Kipper oder ob die Blutwurst eine einheimische Spezialität ist. Das Hotel wurde in exklusive Rundreiseprogramme aufgenommen und trug seinen Teil dazu bei, bei reichen Amerikanern den Irrglauben zu nähren, dass England von P. G. Wodehouse und Agatha Christie erschaffen wurde.

Suzy hatte eine Nische für sich gefunden und ein kluges Marketing-Konzept entwickelt. Es sah so aus, als würde das Landhotel Hopwicke zu einer echten Goldgrube.

Bis zum 11. September 2001. Eine der vielen Auswirkungen dieses schicksalhaften Tages war, dass die Amerikaner kaum noch ins Ausland flogen. Die Tourismusbranche stürzte in eine Krise. Auch die Buchungen für das Landhotel Hopwicke gingen schlagartig zurück.

Leider brach nicht nur der Überseemarkt weg. Die ganze westliche Welt entwickelte kollektive Skrupel, in Luxus zu schwelgen. Nicht einmal Lockangebote wie selbstmörderisch knapp kalkulierte Schnupperwochenenden konnten Suzys Geschäft neu beleben. Sie sah sich gezwungen, die Exklusivität aufzugeben, die ihr Markenzeichen und ihr Trumpf gewesen war, und jede Reservierung anzunehmen, die sie bekommen konnte. All das wusste ihre Freundin Jude. Darum fragte sie an jenem Aprilmittwoch vorsichtig: »Wen hast du heute Abend zu Gast?«

Suzy rümpfte ihre vollkommene Nase. »Die ›Säulen von Sussex‹.«

»Oh.« Jude verzog mitfühlend das Gesicht. Der Klub war ihr ein Begriff, aber ein Mitglied dieser Vereinigung hatte sie noch nie kennengelernt. Wie die meisten britischen Klubs und Einrichtungen war er, damals unter dem hochtrabenden Namen »Die Säulen der Gesellschaft«, in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gegründet worden. Ursprünglich verfolgte die Vereinigung philanthropische Ziele, und sie beteiligte sich immer noch an lokalen Wohltätigkeitsprojekten und Spendensammelaktionen zu Weihnachten. Aber wie so oft wurden die guten Absichten bald von Formalitäten, Ritualen, Zeremonien und Wahlen in den Hintergrund gedrängt, die den Mitgliedern das Gefühl geben sollten, dass sie allen, die nicht aufgenommen wurden, haushoch überlegen waren. Nichts hatte sich geändert, seit 1836 in Hints on Etiquette zu lesen war: »Die Engländer sind die aristokratischsten Demokraten der Welt. Sie versuchen stets, sich durch die Tore der vornehmen Welt zu zwängen, und dann schlagen sie jedem armen Teufel, der zufällig hinter ihnen ist, die Tür vor der Nase zu.«

Natürlich wurde auf den Treffen der »Säulen von Sussex« viel getrunken. Dass dies ein reiner Männerbund war, machte das Ganze für Jude noch schlimmer. Sie hatte immer schon den Verdacht gehegt, dass Männer kindisch wurden, wenn sie unter sich waren, und ihre Erfahrungen hatten diesen Verdacht bestätigt. Ihr graute vor dem bevorstehenden Abend rüpelhafter Frauenfeindlichkeit.

Aber ihre Ansichten waren unwichtig. Sie war da, um ihrer Freundin zu helfen. »Was soll ich machen, Suzy? Die Bar?«

»Nein, die übernehme ich. Das gehört zu meinen Aufgaben als Wirtin. Aber vielleicht brauche ich vor dem Essen ein bisschen Hilfe bei den Getränken.«

»Soll ich Tablett mit Weingläsern herrichten?«

»Ich schätze, diese Gesellschaft wird eher Bier trinken. Nein, eigentlich brauche ich deine Hilfe beim Bedienen.«

»Okay.« Das hatte Jude erwartet. »Bin ich die einzige Bedienung?«

»Nein, ich helfe dir natürlich. Und Kerry ist auch noch da ...«

Suzy klang, als sei diese Mitarbeiterin keine große Hilfe. Jude hatte Kerry schon einmal gesehen. Die hübsche, aber launische Fünfzehnjährige sollte lernen, wie man ein Hotel führt. Sie absolvierte gerade ihr letztes Schuljahr auf einer Privatschule und hatte wenig Aussichten auf einen guten Abschluss. Darum arrangierten ihre Eltern für sie in den Osterferien ein »Praktikum« im Landhotel Hopwicke, damit sie »etwas Berufserfahrung« sammeln konnte. Kerry zeigte zwar wenig Lust, den Beruf zu erlernen, für den sie sich entschieden hatte – anscheinend interessierte sie sich nur für Popmusik –, aber Suzy ertrug ihre Borniertheit und Trägheit mit erstaunlicher Nachsicht.

Vielleicht war diese Hilfe besser als keine. Es war ein Dauerproblem für Suzy, zuverlässige Kellnerinnen zu finden. »Du kennst nicht zufällig jemanden, der einen Teilzeitjob sucht?«, fragte sie Jude, nicht zum ersten Mal.

Jude schüttelte auch diesmal den Kopf. Wieder kam ihr der boshafte Gedanke, den Job ihrer Nachbarin Carole Seddon vorzuschlagen – natürlich nicht im Ernst. Für Carole mit ihrer Beamtenpension und ihren verschrobenen Vorstellungen von Würde wäre es undenkbar, hier zu arbeiten. Aber es reizte Jude, sie mit diesem Vorschlag zu der vorhersehbaren entsetzten Reaktion zu provozieren.

»Max kocht für die Gäste, oder?«

»Ja.« Suzy sah auf die edle Piaget-Uhr, die Rick Hendry ihr zu einem ihrer glücklicheren Hochzeitstage geschenkt hatte. »Er sollte eigentlich schon da sein. Ich fürchte, die »Säulen von Sussex« sind keine Gäste nach seinem Geschmack. Aber wir müssen froh sein, wenn an einem Dienstagabend zwanzig Personen zu einem großen Dinner erscheinen und anschließend die meisten Zimmer belegen«, sagte sie resigniert. Jude wusste, dass Max Townley sich für einen Starkoch hielt. Er war wirklich sehr gut, und solange das Hopwicke illustre Gäste angezogen hatte, hatte er sich gerne unter die Prominenz gemischt und sich mit ihr identifiziert. Seit dem Abschwung im vergangenen Jahr fühlte er sich nicht mehr wohl, und Suzy wusste, dass er mit jedem »gewöhnlichen« Essen, das er kochen musste, unzufriedener wurde. Für den Küchenchef war es zweitrangig, dass die Hotelzimmer in dieser Nacht fast ausgebucht sein würden, weil die Herrschaften Strafen wegen Trunkenheit am Steuer fürchteten. Aus seiner Sicht waren die »Säulen von Sussex« als Gäste in einem Restaurant, in dem er kochte, eine Zumutung.

»Hast du Angst, dass Max wegbleiben könnte?«, fragte Jude.

»Nein, das würde er nicht tun. Er ist ein Profi. Aber er wird demonstrativ zu spät kommen ... und grantig sein.« Sie ahmte den gereizten Ton des Küchenchefs nach: »Lauter verdammte Wichtigtuer, die gutes Essen nicht einmal erkennen würden, wenn es sie anspringen und sie ins Bein beißen würde. Sie werden sämtliche Geschmacksknospen, die sie noch haben, mit zu viel Bier vor dem Essen abstumpfen. Und sie dürfen im Speisesaal auch noch rauchen!«

»Wirklich?«, fragte Jude erstaunt. Früher hatte im Speisesaal des Hopwicke ein striktes Rauchverbot geherrscht. Berühmtheiten aus der Musikszene und dem Filmgeschäft hatten es widerspruchslos befolgt und sich in die Bar zurückgezogen, wenn sie eine Zigarette oder Zigarre rauchen wollten. Dass Suzy das Verbot für so unbedeutende Gäste wie die

»Säulen von Sussex« aufhob, zeigte deutlicher als alle andere, wie weit sie ihre Ambitionen bereits heruntergeschraubt hatte.

Aber das musste nicht gesagt werden. Jude beugte sich über den Küchentisch und nahm Suzys Hand, die sich dank jahrelanger Pflege mit teuren Cremes immer noch zart anfühlte.

»Es steht wirklich schlecht, nicht wahr?«

Suzy nickte, und kurz drohten Tränen die berühmten haselnussbraunen Augen zu füllen.

»Ich fürchte, die ganze Situation ist ziemlich verfahren«, gestand das Gesicht der sechziger Jahre.

»Kannst oder willst du über deine Sorgen reden?«

»Über ein paar Dinge vielleicht. Auf jeden Fall darüber.«

Suzy zog einen Brief aus einer Tasche ihrer Schürze. Er war ein wenig zerknittert, weil sie ihn mit sich herumgetragen hatte. Der Umschlag trug das Hopwicke-Wappen, aber es war weder eine Adresse noch eine Briefmarke darauf, nicht einmal ein Name. Die Klappe hinten war nicht zugeklebt, sondern nur hineingesteckt.

»Kerry fand diesen Brief beim Kontrollieren der Zimmer. Sie sagte, sie hätte ihn geöffnet, weil sie dachte, es könnte Trinkgeld drin sein ... aber ich glaube, sie war einfach nur neugierig.«

Jude nahm den Brief. »Darf ich?«

Ihre Freundin nickte schwach.

Der Umschlag enthielt einen Briefbogen, der ebenfalls das Hopwicke-Wappen trug. Mitten auf der Seite standen drei gedruckte Zeilen:

Genieße diesen Abend.  
Wenn du nicht vernünftig bist,  
wird es dein letzter sein.

Der Telefonanruf hatte Carole Seddon gestört. Ihr Leben war streng geordnet. Es war wie ein Schrank mit vielen Schubladen, in die alles einsortiert wurde. Manche Schubladen waren zugeschlossen – für immer, hoffte sie, denn es gefährdete ihr mühsam gewonnenes Gleichgewicht, wenn eine dieser Schubladen geöffnet wurde.

Nach ihrem Ausscheiden aus dem Innenministerium (dass sie vorzeitig in Pension gehen musste, nagte immer noch an ihr), war sie mit ihrem Labrador Gulliver in ein Haus namens High Tor in dem kleinen Küstenort Fethering gezogen. Sie hielt das damals für eine ausgesprochen vernünftige Lösung des Problems, das der Rest ihres Lebens darstellte. Durch Judes Einzug ins Haus nebenan hatte ihr geordnetes Leben im langweiligen Fethering ganz neue Dimensionen erhalten, doch ab und zu, wenn die puritanische Seite ihres Charakters die Oberhand gewann, sehnte sie sich nach der ruhigen Zeit vor Judes Ankunft zurück.

Carole Seddon hatte im Geiste eine scharfe Trennlinie zwischen ihrem früheren Leben in London und ihrem jetzigen Leben in West Sussex gezogen und nur wenige Freundschaften aus ihrer Londoner Zeit aufrechterhalten. Sie redete zwar gerne über ihre Karriere im Staatsdienst, aber nie über ihr Privatleben. Außer Jude wussten nur sehr wenige Leute in Fethering, dass Carole geschieden und Mutter war.

Ein Anruf von David hätte Carole weniger aufgeregt. Die Beziehung zu ihrem Ex-Ehemann war inzwischen völlig emotionslos. Das einzig Bemerkenswerte daran war, dass zwei Menschen, die so wenig gemeinsam hatten, einmal ein Paar gewesen waren. Wenn sie einander anrufen mussten, um Finanzangelegenheiten zu regeln oder einander vom Tod fremd gewordener Verwandter zu unterrichten, dann erledigten sie diese seltenen Telefonate in einem höflichen Ton, ohne jede Herzlichkeit oder Feindseligkeit.

Doch es war Stephen gewesen, der Carole an diesem Abend angerufen hatte, und sie wusste nicht so recht, was für eine Beziehung sie zu ihrem Sohn hatte. Bei den seltenen Gelegenheiten, bei denen sie diese besondere Schublade öffnen musste, löste ihr Inhalt eine Mischung aus unerquicklichen Gefühlen aus. Sie hatte Schuldgefühle wegen ihres fehlenden Mutterinstinkts. Stephens Geburt war für sie ein tiefer Schock gewesen und hatte zu einem Verlust der Kontrolle geführt, die sie bis dahin über alle Bereiche ihres Lebens gehabt hatte. Eine Frau mit Erfahrung in Selbstanalyse wäre wohl zu dem Schluss gelangt, dass sie unter einer postnatalen Depression litt, aber für Carole Seddon lag die eigene Psyche in einer Tabuzone. Sie war in dem Glauben erzogen worden, dass es selbstsüchtig war, sich in seelischen Krisen hängenzulassen und mit sich selbst zu beschäftigen. Man biss die Zähne zusammen und machte weiter.

Sie wusste nur, dass Stephen für sie von Anfang an eher eine Herausforderung als ein Glück gewesen war. Sie achtete sehr darauf, dass er eine gute Erziehung erhielt. In dieser Hinsicht war ihr nichts vorzuwerfen. Aber sie wusste, dass sie für ihn nie diese instinktive Liebe empfunden hatte, die so viele Eltern in den höchsten Tönen beschrieben.

Je erwachsener Stephen wurde, desto mehr entfernte er sich von ihr. Sie empfand dabei keine weiteren Schuldgefühle und kein Bedauern, sondern eher klammheimliche Erleichterung.

Sie blieben jedoch in Verbindung und vergaßen nie, sich an Weihnachten und zum Geburtstag etwas zu schenken. Sie trafen sich selten in London, aber mindestens zweimal im Jahr kam Stephen nach Fethering und ging mit seiner Mutter zum Essen in ein Restaurant oder einen Pub am Meer.

Bei diesen gemeinsamen Essen, die recht harmonisch verliefen, musste Carole nicht viel erzählen. Stephen bestritt die Unterhaltung gern allein. Er redete fast nur über seine Arbeit, die etwas mit Computern und Geld zu tun hatte, aber was er genau machte, verstand seine Mutter nie so recht. Als er sein Studium der Wirtschaftswissenschaften an der Universität von Nottingham aufnahm, hätte sie sich mehr dafür interessieren sollen. Dann wäre sie vielleicht in der Lage gewesen, den Verlauf seiner Karriere nachzuvollziehen. Aber so fühlte sie sich bei ihren Treffen immer mehr wie ein Partygast, der den Namen seines Gesprächspartners anfangs nicht mitbekommen hat und jetzt nicht mehr danach zu fragen wagt.

Hätte jemand Carole oder Stephen nach ihrem Verhältnis gefragt, dann hätten beide geantwortet, dass sie gut miteinander auskamen. Trotz der Scheidung war ihre Familie keineswegs »zerrüttet«, es herrschte in ihr nur ein Mangel an spontaner Zuneigung. In Carole wuchs der unaussprechliche Verdacht, dass alle Gene ihres Sohnes von seinem Vater stammten und dass Stephen Seddon im Grunde ein stinklangweiliger Mann war. Aber selbst im Leben langweiliger Menschen geschehen aufregende Dinge, und an diesem Abend hatte Caroles Sohn echte Neuigkeiten zu berichten.

»Mutter ...«, sagte er. Die kindliche Anrede »Mami« hatte er mit Beginn der Universität abgelegt, da sie ihm peinlich war. »Mutter« war unverfänglicher, neutraler, deshalb blieb er dabei.

»Ich möchte dir meine Verlobung bekannt geben.« Auch diese Formulierung klang förmlich, unpersönlich.

Das war das Letzte, was Carole erwartet hatte. Es war selten genug, dass Stephen anrief, aber dass er ihr mehr zu sagen hatte als die üblichen Nettigkeiten, war noch nie vorgekommen. »Oh, wundervoll!«, hatte sie überrascht geantwortet.

Es war schon komisch, aber sie hatte nie daran gedacht, dass ihr Sohn auch ein Liebesleben hatte. Er brachte nie Mädchen mit nach Hause. Doch angesichts des Zustands der Ehe seiner Eltern erschien ihm das vielleicht als unnötig riskantes Unterfangen.

»Sie heißt Gaby. Ich habe sie bei der Arbeit kennengelernt.«

»Was für eine Arbeit ist das genau? Erklär es mir noch mal.« Das sagte Carole natürlich nicht, aber sie war überrascht, dass das ihr erster Gedanke war. Sie fand ihn amüsant und wusste, dass er Jude auch belustigt hätte.

Dann fiel ihr eine höflichere Erwiderung ein: »Und wie lange kennt ihr euch schon?«

»Drei Jahre, aber ein Paar sind wir erst seit sieben Monaten.« Stephen erzählte so ernst von seiner Verlobten, wie er sonst über die Arbeit sprach, die Carole rätselhaft blieb.

»Macht sie dasselbe wie du? Ist sie im selben Unternehmen? Wie immer man das auch nennt.«

»Oh nein, nein, sie war eine Kundin. Wir haben ein Finanzierungspaket für die Agentur zusammengestellt, bei der sie arbeitet«, fuhr er fort und verwirrte seine Mutter damit

noch mehr. Sie verstand zwar die einzelnen Worte, aber sie ergaben keinen sinnvollen Satz.

»Ah so.« Carole überlegte verzweifelt, was man als angehende Schwiegermutter in dieser Situation sagte. »Habt ihr euch schon Gedanken darüber gemacht, wann ihr heiraten wollt?«

»Am vierzehnten September«, erwiderte Stephen überraschend präzise.

»Oh. Das klingt gut.«

»Der Termin passt Gabys Eltern. Sie verbringen den August immer in Südfrankreich.«

Natürlich, seine Verlobte hatte auch Eltern. Carole widerstrebte die Vorstellung, sich mit diesen wildfremden Leuten treffen zu müssen. Wenn ihre Tochter Gaby hieß und sie den Sommer in Südfrankreich verbrachten, dann waren sie vielleicht nicht einmal Briten.

»Und Dad passt der Termin auch«, fuhr Stephen fort.

Carole war schockiert, wie weh das tat. Nicht nur, dass Stephen David immer noch »Dad« nannte, während er sie nur noch mit »Mutter« anredete, sondern auch, dass ihr Ex-Mann anscheinend am Leben ihres Sohnes teilhatte. David hatte vor ihr von der geplanten Hochzeit erfahren. Wahrscheinlich hatte er Gaby schon kennengelernt. Schließlich wohnten sie alle in London. (Zumindest vermutete Carole, dass Gaby auch in London wohnte.) Vielleicht unternahm David sogar regelmäßig etwas mit dem jungen Paar. Diese Ehe, die Carole in die Vergangenheit verbannt zu haben glaubte, holte sie offenbar immer noch ein und rührte ihren Schmerz wieder auf.

»Ich möchte, dass du Gaby kennenlernst«, sagte Stephen. Da bekam Carole wieder ein schlechtes Gewissen. Sie hätte ihm zuvorkommen und sagen sollen: »Es würde mich sehr freuen, Gaby bald kennenzulernen.« Doch sie hatte in ihrem Schock und Schmerz die elementarsten Anstandsregeln vergessen.

»Oh ja, liebend gern!« Sie versuchte, ihr Versäumnis wiedergutzumachen, klang jedoch etwas zu euphorisch.

»Wir möchten übernächstes Wochenende bei dir vorbeikommen!« Carole merkte an Stephens Ton, dass er einem Terminplan folgte. Bis zur Hochzeit war das Leben des jungen Paares anscheinend völlig verplant. Seiner Mutter die Neuigkeit mitzuteilen und ihr seine zukünftige Braut vorzustellen, waren Pflichten, die zu einem passenden Termin erfüllt werden mussten. »Dann sind wir gerade in der Gegend.«

»Oh, warum?«

Seine Antwort überraschte Carole mehr als alles andere. »Wir wollen uns dort ein paar Häuser anschauen.«

»Ach wirklich?«

»Ja. Gaby will endlich raus aus London. Wir suchen für unseren nächsten Lebensabschnitt ein großes Familienhaus auf dem Land.«

Stephen klang so förmlich, dass Jude zweifellos gekichert hätte, wenn sie ihn gehört hätte. Sie hätten beide gekichert, wenn Jude da gewesen wäre. Aber allein war Carole so überwältigt von der Bedeutung dieser Worte, dass sie zu keiner Reaktion fähig war.

»Deshalb wollte ich dich fragen, Mutter, ob du übernächstes Wochenende Zeit hast. Dann könnten wir am Sonntag zusammen essen gehen.«

»Essen gehen? Am Sonntag ... übernächste Woche? Ja, gut«, stieß Carole hervor und

fügte mit einer für sie ganz untypischen Überschwenglichkeit hinzu: »Ich kann es kaum erwarten, Gabys Bekanntschaft zu machen!«

»Sie will dich auch unbedingt kennenlernen«, versicherte ihr Stephen mit dem Enthusiasmus eines Meteorologen, der in den Nachrichten einen Kälteeinbruch ankündigt. Aber er war noch nicht fertig. »Da ist noch etwas, Mutter.«

»Ja?«

»Mir liegt sehr viel daran, dass du und Dad ... dass ihr beide zur Hochzeit kommt. Geht das?«

»Ja«, sagte sie. »Ja, natürlich.«

Das war nicht das Einzige, was Carole Seddon Sorgen machte, nachdem sie den Hörer aufgelegt hatte. Das Telefonat hatte viele totgeglaubte Gefühle in ihr aufgewühlt. Sie spürte, wie lebendig diese Gefühle noch waren, und sie wusste, dass sie weiter leiden würde. Der 14. September würde ein extrem anstrengender Tag werden. Mit der Hochzeit würde diese neue Entwicklung einen kritischen Höhepunkt erreichen, aber keineswegs zu Ende sein. Carole durchlebte den Mythos von der Büchse der Pandora. Nun, da sie geöffnet worden war, kam sie sich dumm vor, weil sie sich eingebildet hatte, sie sei sicher verschlossen und würde es immer bleiben.

Dann schoss ihr noch ein beunruhigender Gedanke durch den Kopf. Stephen kam nur selten nach Fethering, und noch seltener blieb er über Nacht. Bei den wenigen Besuchen, bei denen er nach dem obligatorischen Mittagessen in einem Restaurant oder Pub nicht sofort wieder verschwunden war, hatte sie ihn in ihrem Gästezimmer untergebracht, aber darin stand nur ein Einzelbett. Du liebe Güte, würde sie etwa ein Doppelbett organisieren müssen, wenn er mit seiner Verlobten kam? Oder noch schlimmer ... würde sie Stephen womöglich fragen müssen, wie er und Gaby zu schlafen pflegten? Die Situation drohte peinlich zu werden, und Carole sah in ihrer Verwirrung keinen Ausweg.

Sie wollte mit Jude reden. Da sie sich nach wie vor scheute, abends noch an die Haustür des Woodside Cottage zu klopfen, obwohl es im April um diese Zeit noch nicht einmal dunkel war, rief sie an. Aber Jude war nicht zu Hause.